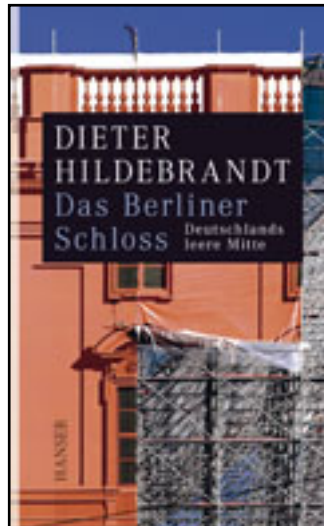


HANSER



Dieter Hildebrandt

Das Berliner Schloss

Deutschlands leere Mitte

ISBN: 978-3-446-23768-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23768-1>

sowie im Buchhandel.

Das Schloss und seine Fluchten

Aber er hat ja gar nichts an!
Hans Christian Andersen,
Des Kaisers neue Kleider

Wir bauen uns ein Schloss. Die Berliner Republik sucht ihre Mitte und plant sie in historischer Aufführungspraxis. Die urbane Utopie heißt Tradition; der Zeitgeist erwartet seine Zukunft in der Vergangenheit; das 21. Jahrhundert verschafft sich ein architektonisches Refugium in barocker Manier. Die Trauerarbeit am Verlorenen und Verwirkten soll sich im Laufe dieses Jahrzehnts als maßstabgerechte, weitgehend detailgetreue Rekonstruktion des alten Berliner Stadtschlusses von Andreas Schlüter und Johann Fr. Eosander vollziehen. Während dieses Buch erscheint, bereitet sich, trotz mehrjähriger Verzögerung durch Geldnot, die programmatische Großbaustelle des wiedervereinten Deutschlands vor, und die Residenz der Hohenzollern an der Spree soll in neualter Gestalt als »Humboldt-Forum« ein Katastrophenjahrhundert vergessen machen. Avantgardistische Ansprüche kommender Nutzung werden sich hinter historisierendem Blendwerk verschanzen. Und der Mitinitiator des Schlossprojekts und Gründer eines Fördervereins, Wilhelm von Boddien, fordert uns unermüdlich auf, der Muse Klio mit Schlossbausteinen unter die Arme zu greifen, etwa mit einem »Widderkopf mit Girlande« für 9000 Euro oder gar mit einem »Kolossalsäulenkapitell« für 159 000. Sein Ruf an uns alle heißt: »Machen Sie Geschichte!«

Die Propagierung der Schloss-Idee hatte fast zeitgleich mit der Feier der deutschen Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 eingesetzt. Es war der konservative Publizist, der Hitler- und Speer-Biograph Joachim Fest, der sich an die Spitze der Rekonstruktionsbewegung setzte. Am 30. November 1990 legte er in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, als entspräche er einem schon weithin rumorenden Wunsch, den Wiederaufbau nahe: »Die Stadtplanung für das innere Berlin sollte die Überlegung nicht ausschließen, das Schloss wieder aufzubauen. Jedenfalls

sollte nichts geschehen, was diese Möglichkeit für immer versperrt. Das Stadtbild verlangt an dieser Stelle einen Raumkörper, der die beziehungslosen Bauteile um den Lustgarten wieder verklammert. (...) Ernst zu nehmen sind die sowohl in Berlin selber als auch weit darüber hinaus inzwischen laut gewordenen Stimmen, die für einen Wiederaufbau des Schlosses plädieren.« Und wie ein Echo ließ sich wenig später der Fest-Verleger und hochgebildete Antimodernist Wolf Jobst Siedler in einem seither epochemachenden Essay mit dem Titel »Das Schloß lag nicht in Berlin – das Schloß war Berlin« vernehmen. Obwohl Hüter historischer Authentizität, war er in diesem Fall kompromissbereit: »So wird man mit Melancholie, denn das Gewesene ist unwiederbringlich, an den Aufbau des Schlosses gehen müssen. Keine Wiederherstellung wird das (...) Vernichtete wiedergewinnen können. Man kann nur eine Kopie zustande bringen. (...) Warum sollte man bestreiten, dass eine Replik des Stadtschlosses unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten ein Falsifikat wäre? Das Original lässt sich niemals wiedergewinnen, und wenn man tausend Einzelteile findet, die man in den Neubau einfügt. Aber es gibt keine andere Möglichkeit, die Stadt als Stadt zu retten (...).«

Schon zwei Jahre danach, 1993, war Wilhelm von Boddien fanfaren-gleich auf den Plan getreten: »Wir wollen den Berlinern für 100 Tage das Gefühl geben: Das Schloß ist wieder da!« Mit diesen Worten hatte er eine erste Aktion angekündigt, eine kühne Installation an alter Stelle: Er ließ sich von einer Großbildkünstlerin, Cathérine Feff, auf vierzig Polyesterbahnen von je fünf mal dreißig Metern einen Teil der Nordwestfassade des Schlosses nachmalen und hängte die plakativen Planen an einem Stahlgerüst ortsgetreu auf, so dass man, aus der Perspektive Unter den Linden, die Illusion einer traumhaften Auferstehung aus Ruinen haben mochte. In Wahrheit aber sollte die für ein gutes Vierteljahr gedachte *Attrappe* das sein, was die französische Bezeichnung eigentlich besagt: eine Falle, in der momentane Faszination dauerhaft gefesselt und umstrickt wurde.

Denn kaum war der Vorhang gelüftet, begann eine Art Nationaldrama, ein Debattenturnier um das Für und Wider von Neubau oder Nachbau, von Moderne oder Tradition; um die Jahrhundertchance für eine exemplarische Architektur des 21. Jahrhunderts oder die urbane Pflicht, einen genialen Baumeister des Barock, Andreas Schlüter, heim-

zuholen an seine alte Wirkungsstätte. Die sogenannte Schlossdebatte war so lebhaft und allgemein, so kontrovers und elementar, mitunter auch so schrill betonköpfig, dass der kluge Satyr Robert Gernhardt vor gut zehn Jahren sagen konnte, sie sei doch schon Rekonstruktion genug. Auf der einen Seite wurde der Wiederaufbauplan als »ein republikanisches Versprechen« gepriesen (*FAZ*), auf der anderen als ein »Denkmal der Geschichtslosigkeit« abgetan (*Die Zeit*); dem »Ort der Weltneugierde« wurden »gruselige Fälschungen für Touristen« nachgesagt, die barocke Replik als »Bankrotterklärung der Moderne« bezeichnet. Und irgendjemand (er) fand dann als Befürworter sogar Lenin, der einmal gesagt habe, »dieses Nationalheiligtum für alle kulturschöpferischen Menschen« müsse erhalten bleiben.

Die Frage »Schloss oder Nicht-Schloss?« war aber nicht allein entscheidend. Die Debatte ging vor allem um ein weites Feld, das keine Metapher war, sondern mitten in der Hauptstadt lag. Um eine Brache, über die der scharfe Wind eines mehrfach verhunzten deutschen Schicksals, einer katastrophalen Selbstzerstörung der Nation, wehte. Der Mythos der Mitte, das hatten die Appelle von Fest und Siedler schon erkennen lassen, war der (un)heimliche Impetus der zur Bewegung sich formierenden traditionstreuen Emotionen. Dabei war der Platz zwischen den beiden Spreearmen zunächst ja gar nicht leer, sondern mit dem Glaskasten des »Palastes der Republik« halbwegs besetzt und dem *Namen* nach doch ziemlich genau das, was sich das vereinte Land an dieser Stelle bestenfalls wünschen konnte: einen Bau als Monument der Demokratie, begehbare Einheitsdenkmal, Gravitationszentrum fürs republikanische Bewusstsein.

Doch je länger sich der rasch beschlossene, mit Asbest-Verseuchung gern motivierte Abriss des DDR-Kulturerbes hinzog, umso drängender machte sich das Traumbild des alten Berliner Stadtschlusses in Publizistik und Politik und Stadtplanung geltend, ähnlich, wie es die Fassadenpläne Boddien's angeregt hatten. Man begann es wahrzunehmen wie Kafkas Landvermesser K.: »Nun sah er oben das Schloß deutlich umrissen in der klaren Luft und noch verdeutlicht durch den alle Formen nachbildenden, in dünner Schicht überall liegenden Schnee (...). Im ganzen entsprach das Schloß, wie es sich hier von der Ferne zeigte, K.s Erwartungen. Es war weder eine alte Ritterburg noch ein neuer Prunkbau, sondern eine ausgedehnte Anlage.«

Nach einem Jahrzehnt hatte die Debatte Gremien gezeugt und zu Beschlüssen geführt. Noch vor dem Aus für den Palast wurde im Jahr 2001 vom Bund und der Stadt Berlin eine Internationale Kommission »Historische Stadtmitte Berlins« einberufen, die im Dezember mit einer Stimme Mehrheit, trotz immer noch heftiger öffentlicher Auseinandersetzungen, eine Rekonstruktion in der »Stereometrie« des alten Schlosses empfahl, also in dessen Ausmaßen von 200 mal 120 Metern, in der Höhe von 31 und möglicherweise mit der Kuppel von 74 Metern. Eins der unterlegenen Kommissionsmitglieder, die damalige Staatssekretärin Adrienne Goehler, warf entsetzt das Wort »Staatsbonbonniere« in die Runde. Die Entscheidung wurde aber ein halbes Jahr später, am 4. Juli 2002, durch einen Bundestagsbeschluss mit der deutlichen Mehrheit von 380 gegen 133 Stimmen gutgeheißen und in den Folgejahren mehrfach bestätigt. 2006 wurde dann ein internationaler Architektenwettbewerb in Gang gesetzt, der zwei Jahre später mit der höchst umstrittenen Krönung des unbekanntenen italienischen Architekten Franco Stella abgeschlossen wurde: Sein Entwurf war (und ist) ein Meisterwerk der Mimikry.

Dem Bombast war aber ein Gegenentwurf eingeschrieben, von der Expertenkommission griffig als »Humboldt-Forum« benannt, aber wolkig als »Ort des Dialogs, der bürgerlichen Teilhabe und der gleichrangigen Zeitgenossenschaft der Weltkulturen« angepriesen. Dennoch überzeugte das Projekt selbst Skeptiker wie den Berliner Kulturpolitiker Thomas Flierl: »Erst die rettende Idee des Humboldt-Forums (...) konnte die Wiederkehr des Schlosses legitimieren.« Konkret laufen die Planungen (derzeit) auf eine Mischnutzung durch die Humboldt-Universität, auf eine neue, angeblich revolutionäre Präsentation der Dahlemer ethnologischen Sammlungen und auf die Unterbringung der Berliner Stadt- und Landesbibliothek hinaus, aber mit zunehmenden Reibereien unter den Aspiranten und der erwartbaren Reibung an der funktionsuntauglichen Architektur. Überdies haben Sparzwänge und Spendenunlust in jüngster Zeit nicht nur zu Abstrichen geführt, sondern auch den Zeitplan außer Kraft gesetzt.

Während also weiter über Schlossprojekt und Humboldt-Forum gestritten wird, eröffnet sich mit der Verschiebung des Baubeginns auf Jahre (2013/14), in denen ursprünglich schon die Fertigstellung hätte gefeiert werden sollen, eine neue Bedenkzeit, Gelegenheit für Skrupel,

Nachfragen, Geschichtsarchäologie. Solche Gnaden- oder Galgenfrist nutzt dieses Buch zu der einfachen, bisher von der Fassaden-Faszination überkleisterten Erkundung, was es denn mit dem alten Schloss wirklich auf sich hatte? Es fragt nach dem Genius Loci, dem Geist oder Ungeist des gewaltigen Baus, nach der Aura und Ausstrahlung seiner Säle und Gemächer, nach dem Schicksal seiner Bewohner. Es versteht sich als eine Art Rückbau des traditionalistischen Hypes, als Grabung hinein in die Vergangenheit der alten Mauern. Es will weder Touristenführer noch Architekturabhandlung oder kunstgeschichtlicher Traktat sein; geboten wird ein Geschichts- und Geschichtenbuch mit einer skeptischen Lektion, die von der Hegelschen »Furie des Verschwindens« diktiert ist. *Das Schloss und seine Fluchten* heißt das Leitmotiv, und mit den Fluchten sind nicht die prachtvollen Suiten der Säle, die Perspektiven aneinandergereihter Prunkgemächer gemeint, sondern ein ganz konkretes, über Jahrhunderte sich wiederholendes Reißaus. Denn der monumentale Bau war für viele Generationen derer, denen wir nachtrauern oder als gierige Kulturfolger nachsetzen wollen, eine ungeliebte Festung, ein erdrückendes Ambiente aus Verlorenheit und Zwang. Das Schloss, auf einen Nenner gebracht: tausend Zimmer und keine Seele.

Und so steht dem Pathos der Heim-ins-Schloss-Bewegung der Berliner Republik die Schloss-Flucht der meisten früheren Bewohner geradezu sarkastisch entgegen. Das Gemäuer, das sich unsere Zeitgenossenschaft so höflingshaft zurückwünscht, war vielen von denen, die darin hatten hausen oder herrschen sollen, ein Ärgernis, dem sie in andere Quartiere, in neuerbaute oder -erworbene Schlösser zu entkommen suchten. Ob Friedrich Wilhelm I., ob Friedrich der Große, ob Friedrich Wilhelm III. oder gar König und Kaiser Wilhelm I. – sie alle suchten früh, manche zeitlebens, das Weite, ob in Charlottenburg oder Potsdam, in Köpenick oder Königswusterhausen oder auch nur nebenan, auf der Straße Unter den Linden.

Dem Verdacht, dies sei eine polemische Perspektive, begegnen wir mit wissenschaftlichem Beistand. In seiner knappen, konzisen Studie über die Funktionen des Berliner Schlosses schreibt Wolfgang Neugebauer: »Denn wenn es auch richtig ist, daß mit Ausnahme von Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. alle regierenden brandenburgischen bzw. brandenburgisch-preußischen Hohenzollern seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Schloß gewohnt haben, so ist damit noch nicht allzu viel

gesagt. Zum einen berücksichtigt diese Aussage nicht, ob Monarchen, die im Schloß eine Wohnung besaßen, dort ihren eigentlichen Wirkungs- und Lebensmittelpunkt hatten. Dies ist in entscheidenden Jahrzehnten des 18. und 19. Jahrhunderts gerade nicht der Fall gewesen. (...) Das Schloß primär als Wohnhaus des Kurfürsten/Königs bzw. des deutschen Kaisers zu sehen, heißt bereits, eine, und zwar eine bisweilen recht untergeordnete Funktion des Schloßkomplexes undifferenziert für das Ganze zu nehmen. Dies ist eine der (...) perspektivischen Reduktionen, die in aktuellen Diskussionen dann emotional aufgeladen werden.« Und er fügt hinzu: »Jedenfalls ist es eine ganz unzulässige Betrachtungsweise, gleichsam geblendet durch den Glanz der Prunksäle und Paradegemächer, die Geschichte von daher« – von der Residenz- und Regierungsfunktion – »zu interpretieren.«

Fast alle diese Fluchten der preußischen Kurfürsten und Könige und Kaiser waren nicht nur Distanzierungen von der labyrinthischen Monumentalität der Schlossgemächer, nicht allein Befreiungen von der Endlosigkeit dieser Gänge und Korridore und hochschraubenden Treppen, nicht idyllische Sehnsuchtswege aus diesem festgemauerten Steinbruch brandenburgisch-brutaler Tradition, nicht auch nur Abschiede von der Stadtluft Berlins, die einen umso heftiger umwehte und umstank, je näher die Architektur ihr auf den Volksleib gerückt war: sie waren vor allem ideologiekritische Akte, dynastische Kehrtwendungen, sublimierte Vatermorde, wenn sie nicht überhaupt nur Rettungsversuche waren, Lebensbehauptungen, Verzweiflungstaten. Wem solche Flucht gelang, der hatte wenigstens noch die Möglichkeit, später seine eigene Form der Herrschaft oder des Spleens zu etablieren. Wem sie fehlschlug, der blieb sein Lebtage gefesselt von einem seelischen Hausarrest, der sich schlimmer auswirkte als Hass oder Zynismus. Dem war das Schloss so vergällt, dass er es nur noch selten betrat und als Verbannungsort (zum Beispiel für eine ungeliebte Gemahlin) missbrauchte. Die berühmteste, berüchtigtste, unseligste Flucht aus der erdrückenden Wucht dieses Schlosses hat Europa skandalisiert und erschüttert; sie hat, als vereitelte, dem Flüchtling später zur Größe verholfen, aber den Menschen in ihm zerstört. Das war, wie Heinrich Mann es mit Recht genannt hat, »die traurige Geschichte von Friedrich dem Großen«.

Die preußischen Herrscher haben im Schloss also kaum je gewohnt und selten regiert. Sie haben es als markantes Machtmonument ge-

schätzt und hauptsächlich als Mehrzweckhalle für Feste, Empfänge, Karnevalsfeiern, Thronreden und Empore für Ansprachen ans Volk genutzt. Es war über Jahrhunderte im Wesentlichen ein Leergebäude. Erst der letzte Kaiser, Wilhelm II., hatte sich dort wieder herrscherlich und herrlich einzurichten versucht; die Dimensionen entsprachen seinen Allmachtsphantasien. Dazu nahm er sich übrigens auch das Recht heraus, das bis heute immer wieder Walter Ulbricht als Unrecht angekreidet wird: das der Zerstörung. Ehe er im November 1918 abdankte, drohte er mit Konsequenzen: »Und wenn ich mir mein eigenes Schloß zerschleße ...!«

Kafkas Landvermesser scheint auf die deutsche Situation im zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrtausends zu verweisen: »Was mag das für eine große Verbindung mit dem Schloß sein, wirst du dir denken. Und du hast recht; eine große Verbindung ist es nicht. Ich kenne jetzt zwar viele Diener, die Diener aller der Herren fast, die in den letzten Tagen ins Dorf kamen, und wenn ich einmal ins Schloß kommen sollte, so werde ich dort nicht fremd sein. Freilich, es sind nur Diener im Dorf, im Schloß sind sie ganz anders und erkennen dort wahrscheinlich niemanden mehr, und jemanden, mit dem sie im Dorf verkehrt haben, ganz besonders nicht, mögen sie es auch im Stall hundertmal beschworen haben, dass sie sich auf ein Wiedersehen im Schloß sehr freuen.«

Ein solch beschwörendes »Ich freue mich sehr!« sprach kurz vor der Drucklegung dieses Buches (Juni 2011) auch einer der obersten Planer, Staatssekretär Bomba, aus und verkündete: »Noch vor Ende dieses Jahrzehnts wollen wir unserer Hauptstadt ihr Gesicht wiedergeben und das Humboldtforum im Berliner Schloss eröffnen.«

Der »Landvermesser« K. kam nie hinein. Sollte es einem vermessenen Land gelingen?

I.
Der Berliner Unwille
Aufstand der Bürger gegen den Burgbau

Die Niederwerfung von Berlin und Cölln durch die Fürstengewalt ist eines der dramatischsten Kapitel im Ringen um einen modernen Territorialstaat.

Heimatchronik Berlin, 1962

Wehret den Anfängen!

Und fangt mit den Wehren an! Öffnet die Schleusen und lasst dem Wasser seinen Lauf! Setzt den gestauten Fluss frei und lasst ihn reißend zur Seite hinaus übers Ufer schießen und dort alles überfluten, wegreißen und fortschwemmen, durchweichen und verschlammen, zerstören und versenken, was sich seit Monaten auf dem weiten Gelände breitgemacht hat: Gemäuer und tiefe Schächte, Baugerüste und Hebewerke, Holzstapel und Ziegelhaufen, Maurerhütten und Werkzeugbuden. Und spült die Handwerker, die Arbeiter, die sich zu solchem Frevelbau hergeben, gleich mit weg und am besten auch den, der dazu den Auftrag gegeben hat, den hohen Herrn aus Nürnberg, der hier, an der Spree, doch nichts zu suchen hätte – außer das Weite!

Im Anfang gab es diese Verschwörung mit den Naturgewalten, elementaren Widerstand. Die Einwohner der Doppelstadt Cölln und Berlin wollten kein Schloss, das sich mitten zwischen ihre beiden Orte setzte. Sowenig sie sich sonst einig waren – die Städte untereinander, die Patrizier und die Handwerker, die Ratsmänner und die gemeinen Bürger –, in diesen Tagen des Frühjahrs 1448 gab es nur eine Meinung, eine gemeinsame Erregung, Mut und Wut der Verzweiflung: Dieser Bau, den der Markgraf Friedrich II. ihnen vor die Nase, vor die Häuser setzen wollte, musste verhindert werden. Dieses seit Jahren angedrohte Bauprojekt – der Grundstein war schon anno 1443 gelegt worden –, eine Burg zu errichten, die sich frecherweise auf ein langes Stück der Cöllner

Stadtmauer als Sockel stützen wollte, dieses nun vor aller Augen erste Konturen annehmende Herrschaftsmassiv vereinte die lange zerstrittenen Parteien zu gemeinsamer Aktion, die als »Berliner Unwille« in die Geschichte eingegangen ist: Berliner Unwille als Bürgerwehr, als revolutionärer Akt, als politischer Protest. Das Volk und die Vornehmen hatten endlich ein verbindendes Ärgernis, ein solidarisches Ziel: den Bau dieses Bollwerks für einen Fürsten zu verhindern, der durchs Land zog und überall üppig versorgt werden wollte, meist in Tangermünde oder Brandenburg Hof hielt und nun auch in Berlin sich niederzulassen gedachte; der aber doch eigentlich nach Nürnberg gehörte und, wenn er, selten genug, mit den Einheimischen sprach, nicht zu verstehen war mit seinem seltsamen fränkischen Kauderwelsch.

Nichts glossiert die Schloss-Sehnsucht unserer Tage, das Verlangen nach einem Überbau für die Mitte Berlins und die Mythe der Nation, die Nostal-Gier nach einer Rekonstruktion preußischer Monumentalität, nichts verspottet die ganze Heim-ins-Schloss-Bewegung mehr als dieser frühe Berliner Aufruhr vor mehr als einem halben Jahrtausend. Der Berliner Unwille von 1447/48 hält dem restaurativen Mutwillen der Gegenwart einen höhnischen Spiegel vor und stellt ihn in Frage: Wisst ihr denn gar nichts mehr von diesem alten Kampf? Hört euer Geschichtsbewusstsein schon bei barocken Fassaden auf? Habt ihr nie in alten Stadtbüchern gelesen, wie verzweifelt, wie listig (und leider vergeblich) die Spreesiedler sich einst gewehrt haben gegen das steinerne Monstrum, das zwischen ihnen Platz greifen wollte, wie ein Adler seine Beute greift?

Die Flut, mit der die Menschen von Berlin und Cölln damals den Bau des Schlosses zu verhindern suchten, war die erste jener Geschichtswogen, die über diesen Ort, dieses allmählich zentral werdende brandenburgische, dann preußische Terrain, immer wieder hereinbrachen. Das Areal wird sich in fünf Jahrhunderten so wenig ändern, wie sich der Versuch ändert, hier Geschichte zu machen, Macht anzusiedeln und auszubauen, Glanz zu entfalten und ein wenig Gloria. Aber immer wieder werden neue Strömungen entscheiden über Pläne und Projekte, über Scharfsinn und Wahnsinn der Herrscher, und die Rivalität der Generationen wird oft mehr Unfrieden ins Schloss tragen als mancher Feldzug und Krieg.

Beim Wasser-Überfall auf die Fundamente blieb es nicht; es war nur

die spektakulärste Aktion. Noch wichtiger war es den Leuten, der politischen und administrativen Bevormundung des Kurfürsten Einhalt zu gebieten. Sie nahmen den markgräflichen Richter Balthasar Hake gefangen, griffen ein in die Rechtsprechung des Richters Michael Schönborg, verwehrten dem Trompeter Hans Schwanenschnabel, einem der engsten Diener Friedrichs, und einem anderen seiner Musiker den Zugang zur Stadt, »beschlagnahmen« Geräte und Güter anderer Bediensteter des (eigentlich noch nicht vorhandenen) Hofes und vertrieben die Beamten, die für die landesherrlichen Mühlen- und Zolleinnahmen verantwortlich waren. Sie setzten sich damit in alte Stadtrechte wieder ein.

Der wichtigste und radikalste Schritt dazu war die Erstürmung der markgräflichen Kanzlei. Hier, wo der politische Schriftwechsel Friedrichs aufbewahrt wurde, vermutete man auch den Vertrag von 1442, jenes Unterwerfungsdiktat, das der Kurfürst, nur zwei Jahre nach seiner Herrschaftsübernahme, den beiden Städten an der Spree zum Zeitpunkt ihrer größten inneren Zerstrittenheit hatte aufdrängen können. Der Raub dieser Urkunde erregte den Landesfürsten am meisten. Zornig beschwerte er sich in einem Brief darüber, dass die Berliner »etliche brieve und unser hemilickeyt [Geheimpapiere] geleßen und die furder etlich zu vernicht, die zu verstrewet, zu worfen oder etlich genomen haben«. Mit dem Kurfürsten empörte sich aus der Ferne auch der Deutschordensmeister Conrad von Erlichshausen, der von den Vorgängen hatte läuten hören und sie als das erkannte, was sie waren, nämlich ein politischer Vorgang von Brisanz, der Kampf der Städte um jahrhundertalte Privilegien und Eigenständigkeiten. Unterdessen zählten Berliner und Cöllner in den Rathäusern die bereitgehaltenen Waffen und bemühten sich um Unterstützung von außerhalb, »bynnen und ußwendig landes, by fursten, hern, mannen oder steten«.

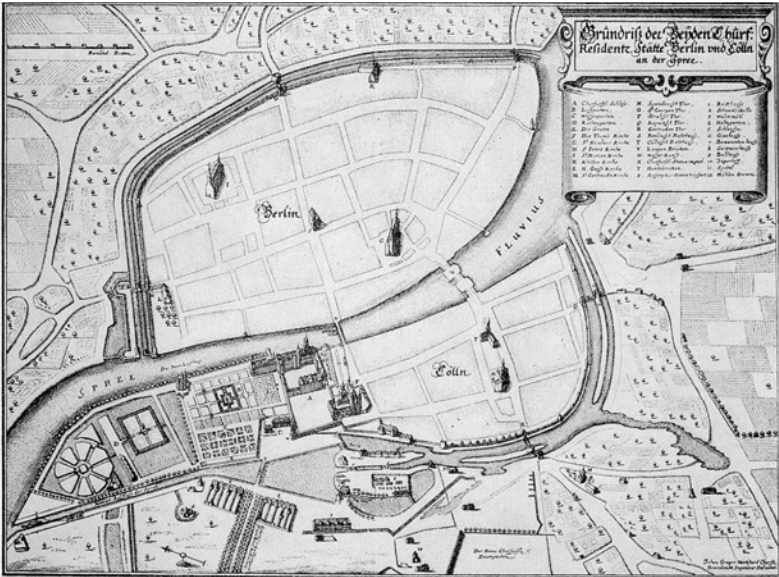
Was die aufgebrachtten Menschen aus der Welt schaffen wollten, indem sie es aus der Kanzlei plünderten, waren Verträge, mit denen der Kurfürst massiv in die Vorrechte beider Städte und in die Pfründe der Ratsherren eingegriffen hatte, in Privilegien allerdings, die den Patriziern von den Einwohnern niederer Stände, zumal von den Handwerkern, zunehmend streitig gemacht worden waren. Der Stadtschreiber Nikolaus Molner hatte den Konflikt im März 1442 im *Cöllner Stadtbuch* festgehalten und von der Zwietracht gesprochen, »die sich eigensinnig

und störrisch zwischen den Ratsherren und der Allgemeinheit beider Städte auf der einen Seite und dem Viergewerke mit etlichen Innungen dieser zwei Städte auf der anderen ergeben hat, auch wegen der Verleumdungen und Intrigen böser Leute vereitelt und verstört worden ist«. Wenn je der Spruch Wahrheit geworden ist, dass ein Dritter sich freut, wenn zwei sich streiten, dann in diesem Fall.

Friedrich II., der nicht von ungefähr den Beinamen Eisenzahn bekommen hat, hatte 1442 die Gelegenheit gesehen, durch robustes Eingreifen und autoritäre Vermittlung zwischen den verfeindeten Gruppen die städtische Selbstverwaltung zu unterwandern, in ihren Rechten zu beschränken und sich nun auch de jure als oberste Instanz der Rechtsprechung zu erklären, indem er das gemeinsame Rathaus räumen ließ und dort einen kurfürstlichen Richter einsetzte. Zugleich sorgte er dafür, dass das angestammte Ratspatriziat beider Städte durch Männer aus der Handwerkerschaft und Kaufleute ergänzt wurde. Das sah auf den ersten Blick nach mehr »Bürgerbeteiligung« aus, machte in Wahrheit den Rat zu einem Werkzeug des landesherrlichen Willens.

In dem Schlichtungsdiktat hatte sich Friedrich auch in besonders deutlicher Form die Schlüsselgewalt über die Stadt bestätigen lassen. Bei seinem Huldigungsbesuch, den er im Jahr 1440 den Städten abgestattet hatte, war es zu einer Art Scharmützel um die Öffnung des Stadttors gekommen, er hatte sich mit einem Trupp von sechshundert Mann den Zugang erzwingen müssen und anschließend, während der Zeremonie, von der Stadt »ein frei Tor« verlangt, um »seines Gefallens ein und aus der Stadt in seine Burg und altes Schloß, das hohe Haus genannt«, ziehen zu können. Nun aber, bei der vertraglichen Regelung von 1442, wollte es der Kurfürst genau wissen und ließ »zu guter gedechtniß« und damit »der wortten nicht vergessen werde« in die Stadtbücher schreiben, dass er zwar Schloss und Schlüssel von allen Toren den Räten der beiden Städte übergebe, aber dergestalt und in dem festen Glauben, dass er oder sein Bruder, ihre Erben oder Nachkommen als Markgrafen von Brandenburg sie vom Rat oder von allen seinen Nachkommen auf Anforderung und ohne Widerrede ausgehändigt bekommen müssten. Damit hatte er zwar nicht die Schlüssel, aber die Schlüsselgewalt und die absolute »Torfreiheit« über die Städte Cölln und Berlin.

Und noch eine andere Schmach hatte Friedrich den beiden Städten angetan: Zehn Jahre zuvor hatte der Rat von Berlin, um die Versorgung



Das Areal, um das es heute wie vor fünfeinhalb Jahrhunderten Streit gibt und gab: Ein großes Stück Land auf der Spreeinsel, auf der auch die Stadt Cölln lag, dem größeren Berlin gegenüber. Der Plan des Architekten Johann G. Memhardt ist zwar erst zweihundert Jahre nach dem ersten Burgbau entstanden (1650), gibt aber deutlich zu erkennen, wie viel Terrain sich Kurfürst Friedrich II. in Richtung Norden (hier links) mit robustem Druck gesichert hatte.

der Einwohner besser zu sichern, vom Johanniterorden die Dörfer Tempelhof, Rixdorf, Mariendorf und Marienfelde für eine hohe Summe gekauft; eine Gebietsvergrößerung, die wohl auch machtpolitischen Anspruch signalisierte. Schon bald nach seiner Herrschaftübernahme hatte der Kurfürst diese Transaktion wieder kassiert, weil die Dörfer Lehnsgüter waren und ohne seine Zustimmung nicht den Besitzer hätten wechseln dürfen. Das war einer jener formaljuristischen Akte, die nichts als Maske der Willkür sind.

Damit seine hoheitliche Präsenz nicht nur Papier und Dokument blieb, hatte Friedrich II. also den Entschluss gefasst, eine Burg zu bauen, und er hatte sich, durch Geld und Machtwort, ein gewaltiges Areal auf der Spreeinsel gesichert, ebenjenes, das auch in unsern Tagen der Bebauung harret. Was heute urbane Freifläche ist, war damals Sumpfwiese und gehörte der Stadt Cölln. Der Vertrag vom 29. August 1442 nennt

die Eckpunkte des Besitzes: Er reichte vom Klosterportal des Predigerordens (der Dominikaner) im Südwesten nach Osten hinüber zur langen Brücke über die Spree, dann den Fluss entlang etwa dreihundert Meter nach Norden bis zur Cöllner Stadtmauer, weiter unter Einschluss dieser Mauer samt Türmen, Wachhäusern und Gräben quer durchs Wiesenland, bis die Befestigung im Westen wieder auf die Klostermauern traf. Friedrich hatte sich nicht nur innerhalb der Stadt Cölln festgesetzt, er hatte sich auch einen Teil der Stadtmauern untertan gemacht.

Es war schon die schiere Dimension dieser Besitzergreifung, die auf die Bevölkerung schockierend (und einigend) gewirkt haben muss: Die Beanspruchung eines langen Uferstücks der Spree, das bedrohliche Heranrücken an die lange Brücke, die die Lebensader zwischen beiden Orten war – dies alles waren Alarmzeichen. Warum nahm der Kurfürst nicht, wie sein Vorgänger, mit dem Hohen Haus beim Georgentor in Berlin vorlieb, mit jenem stattlichen steinernen Doppelhaus am rechten Seitenarm der Spree, das doch wehrhaft genug gewesen war für die seltenen und höchst ungeliebten Aufenthalte aller früheren Herrscher, die es in drei Jahrhunderten kaum mehr als wenige Wochen hier ausgehalten hatten. Hier hatte er doch Komfort und Schutz genug für seine Stippvisiten und auch Raum für seine Schreiber und Diener. Wollte dieser Friedrich sich am Ende auf Dauer hier breitmachen? Befürchtungen, die sich aber zerstreuten, als nach der Grundsteinlegung am 31. Juli 1443 erst einmal vier Jahre lang nichts weiter geschah.

Zeit für notwendige Vorgeschichte. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatten sich die beiden Städte Cölln und Berlin, nach längerer Handelsrivalität um die Schifffahrts- und Zollrechte auf der Spree, vor allem aus wirtschaftlichen Gründen zusammengeschlossen. Die sogenannte »unio«, ein Vertrag vom 20. März 1307, sah vor, dass ein gemeinsamer Rat gebildet werden solle, dessen Mitglieder jeweils durch die andere Stadt zu wählen seien, und zwar zwei Drittel aus dem größeren Berlin, ein Drittel aus Cölln. Die Abgaben an den Landesherrn sollten einem gemeinsamen »Schoß« entnommen werden. Diese Städtepartnerschaft bewährte sich und dokumentierte sich um 1340 im Bau eines gemeinsamen Rathauses, das »up der langen bruggen« gelegen war, also auf oder nahe der Brücke »zwischen Berlin und Colne«. Die beiden alten Rathäuser blieben daneben bestehen; denn im Innern verwaltete sich jede

Stadt weiterhin für sich; auch die jeweiligen Innungen schlossen sich nicht zusammen. Gemeinsam beschloss man eine »Luxus-Ordnung« (1334), ein Baustatut (1370), gemeinsam suchte man Anschluss an den Städtebund der Hanse. Es war das Jahrhundert, da die großen Städte im Zeichen des wachsenden Handels ihren Wohlstand durch Machtbündnisse und Netzwerke abzusichern und auszubauen suchten. Durch regen Schiffsverkehr auf der Spree (und die immer besser ausgebaute Verbindung zur Oder) gehörten auch Cölln/Berlin gewissermaßen zu den maritimen Handelssiedlungen.

Die Städte der Mark Brandenburg, die eigentlich nicht viel mehr war als eine der »Militärkolonien des Ostens« (Koser), hatten ein Jahrhundert lang umso selbständiger schalten und walten können, als die askanische Dynastie 1320 ausgestorben war, ein sächsisches Fürstenhaus, das dieses wenig fruchtbare und konfliktreiche Grenzland durch kluge Kaufpolitik konsolidiert hatte. Danach war Brandenburg erst unter Wittelsbacher, dann luxemburgische Herrschaft geraten, die aber so gut wie nicht wahrnehmbar war. Vor allem dachten die wechselnden Territorialherren, zuletzt ein Jobst von Mähren, nicht im Entferntesten daran, sich in diesem unwirtlichen Landstrich auf Dauer niederzulassen. Also bildeten die Städte in den hundert Jahren eines chaotischen Interregnums friedliche Ordnungs- und Machtzentren und hatten umso weniger den Eindruck, regiert zu werden, als man die hohen Herren fast nie zu Gesicht bekam. Bis dann, zu Beginn des 15. Jahrhunderts, die Hohenzollern am Horizont der Geschichte, will sagen: vor den Stadttoren an der Spree, auftauchten, in Gestalt eines Nürnberger Burggrafen.

Der erste, der kam, war Friedrich I. (der als erster brandenburgischer Kurfürst gezählt wird, sich selbst aber, wie auch seine Nachfolger, stets als Markgraf bezeichnete), 1371 in Nürnberg als Sohn des dortigen Burggrafen Friedrich V. geboren. Er hatte schon einen Türkenfeldzug und eine Niederlage (bei Nikopolis) hinter sich, ehe er 1409 in den Dienst König Sigismunds von Ungarn trat, der mit seiner Hilfe und dank des ihm übertragenen brandenburgischen Wahlrechts (der Kurstimme) zum römischen Kaiser deutscher Nation gewählt werden konnte (20. September 1410). Zum Dank für diesen gelungenen Schachzug stattete der neue Kaiser seinen treuen Vasallen mit 20 000 Gulden aus, ernannte ihn 1411 zum obersten Hauptmann und Verweser der Mark Brandenburg, 1415 zum Kurfürsten.

Viel Freude hat Friedrich I. an dem kaiserlichen Geschenk nicht gehabt. Einige Jahre lang musste er im eigenen Land Krieg führen, vor allem gegen die Ritter, die sich längst an ihre wüste und verwüstende Raubmacht gewöhnt hatten. Zumal die Quitzows mit ihren Burgen rund um Berlin dachten nicht daran, sich dem zugereisten Soldaten zu beugen. Sie würden ihre Burgen verteidigen, auch wenn es »eyn gantz iar nurenberger regende«. Erst die »faule Grete«, das damals größte Belagerungsgeschütz, konnte die Hauptbollwerke der räuberischen Quitzows bezwingen. 1414 wurde der Landfriede von Tangermünde geschlossen, einem Ort an der Elbe, der lange noch brandenburgische Residenz bleiben sollte. In Berlin ist Friedrich I. überhaupt nur wenige Tage gewesen.

Schon wenige Jahre später kehrte er der Mark den Rücken und setzte seine Frau, »schön Else«, als Regentin ein. Eines der Stichworte für unsere etwas andere Geschichte Preußens ist damit nahegelegt; wir lesen es in einer wissenschaftlichen Darstellung: »Im Januar 1426 verließ Friedrich I. endgültig Brandenburg, wobei dahingestellt sein mag, ob dies im letzten nicht eine *Flucht* vor der Fülle der Probleme war. Als Hauptmann hatte er circa zwei Jahre, als Kurfürst etwas über drei Jahre im Lande verbracht. Obwohl die Mark genügend Aufgaben für ihren neuen Fürsten geboten hätte, hielt er sich bevorzugt in seinen fränkischen Stammländern auf. Wie es bereits Otto Hintze gesehen hat, bildete die Mark nur eine Episode im bewegten Leben Friedrichs I.«

Die Selbstherrlichkeit der Städte Cölln und Berlin hatte Friedrich I. kaum angetastet. Was die »unio« der beiden Gemeinwesen beim Regierungsantritt des Nachfolgers eigentlich erschüttert hatte, war, wie geschildert, der innere Unfrieden. Nicht zwischen den Städten, sondern innerhalb der Gesellschaft, zwischen den Ständen. Eine Art Klassenkampf. Diese Situation hatte der neue Kurfürst rasch erkannt und rabiāt ausgenutzt, als er den Vertrag von 1442 aufsetzte und seine Burgpläne ausarbeitete und bekannt machte. Aber er hatte den Bogen überspannt. Und wenn es etwas gab, das die Bürger beiderseits der Spree, Arm und Reich, Plebs und Patriziat, wieder zur Gemeinsamkeit, zum Zusammenhalt brachte, dann war es just dieses ausgreifende, bedrohliche Schlossprojekt.

Es waren übrigens nicht nur die Bauarbeiten selbst, die ersten Schacht- und Rammarbeiten, die zum Protest führten, sondern auch

die mit der Schlossplanung verbundenen Restriktionen, die sich für das Leben der Städter abzeichneten. So war ihnen nicht nur zum eigentlichen Schlossareal der Zutritt untersagt, sondern auch für das gesamte, heute Museumsinsel genannte Gelände, das, trotz seines sumpfigen Charakters, von den Cöllnern immer noch bewirtschaftet worden war. Noch krasser aber war das Verbot, den Platz zur westlichen Spree hin und die aufs Schlossgebiet zulaufende Breite Straße mit ihren Adels- und Beamtenhäusern zu betreten.

Und noch eine Erfahrung hatten die Leute seit dem Jahr 1442 machen müssen: Selbst die vom Kurfürsten neu privilegierten Ratsmitglieder, selbst die mit neuem Landbesitz versehenen Kaufleute, also gerade die Aufsteiger, hatten erkannt, wie sehr sie durch Rang und Besitztümer in die Abhängigkeit vom Landesherrn geraten waren, wie unnachgiebig er sie nun zur Kasse bat und in Anspruch nahm. Und so wurden binnen weniger Jahre die alten innerstädtischen Konflikte überlagert vom Gefühl gemeinschaftlicher Unterwerfung, vom Zorn auf die eiserne Hand des Kurfürsten, die, je nachdem, aufgehalten wurde oder zuschlug. In der Sturzflut des Spreewassers hatten sich also die verschiedensten Strömungen zu gemeinsamer Zerstörungswut und -wucht vereinigt.

So schnell wie das Wasser auf dem virtuellen Schlossgelände versickert war, so rasch brach auch der Aufruhr zusammen, als der Kurfürst seine Truppen heranführte und einsetzte. An eine wirklich bewaffnete Auseinandersetzung konnten die Berliner und Cöllner nicht denken, nachdem sie in letzter Minute noch ihre Waffenvorräte in den drei Rathäusern daraufhin überprüft hatten. Zudem hatten die Hansestädte an der Küste signalisiert, dass sie sich nicht in den Konflikt einzumischen gedächten. Am 25. Mai 1448 schlossen die beiden Spree-Städte einen Vergleich mit Friedrich, der einer Unterwerfung gleichkam. In einem zeremoniösen Akt, an dem neben den ortsansässigen Räten auch hohe Adlige, einige Prälaten sowie die Bürgermeister und Räte von Brandenburg, Frankfurt an der Oder und Prenzlau teilnahmen, wurden die Verträge von 1442 wieder in Kraft gesetzt. Außerdem wurde festgeschrieben, dass die Städte Berlin/Cölln dem Kurfürsten den sicheren Besitz seines (künftigen) Schlosses, des Gerichts, des Zolls und der Niederlage, der Mühlen und die »Kür und Bestätigung des Ratsstuhles« garantierten. Im Gegenzug gab der Kurfürst den Berlinern das Dorf Tempelhof und das 1442 beschlagnahmte Vermögen zurück.

Die Hauptschuldigen an der Erhebung, die Anführer des »Berliner Unwillens«, bestrafte er, da sie reich waren, vor allem mit Vermögensentzug. Im Herbst 1448 wurde eine große Zahl von Verurteilten vor die kurfürstlichen Räte nach Spandau gebracht, um ihre Lehen zu übergeben und einen Treueid zu schwören. Es waren die namhaftesten Patrier der beiden Orte, die Blankenfeldes, Strobands, Wins und Schums, die angesichts der angedrohten Geldstrafen in Höhe von mehreren tausend Gulden meist schon von selbst den Verzicht auf die Lehnsgüter erklärten, soweit die nicht schon vorher enteignet und an Beamte und Vasallen des Kurfürsten übergeben worden waren.

Selbstverständlich nahm sich der Kurfürst nun auch das Recht, das Ratskollegium mit neuen Leuten zu besetzen. Einer davon war einer seiner alten Gefolgsleute, den er schon etliche Jahre zuvor in das Gremium eingeschleust hatte, ein Adliger und Berliner Bürger namens Baltzer Boytin; der hatte, als es zum Widerstand kam, nicht nur den Rat im Zorn verlassen, sondern der Stadt sogar die Fehde angedroht. Nun saßen also Getreue als Aufpasser Friedrichs in den Zusammenkünften.

Aber das Entscheidende: Der Schlossbau war nicht mehr aufzuhalten, und er fiel offenbar wuchtiger aus als ursprünglich vorgesehen. Da von diesem frühesten Gebäude fast nichts sich bis ins 20. Jahrhundert erhalten hat, ist es zu einem Historikerstreit darüber gekommen, ob der Bau, der da in dreijähriger Arbeit entstand, eine Zwingburg oder doch eher nur ein Wohnschloss gewesen sei. Die Verfechter der letzteren These stehen meist im Bann einer gewissen Leutseligkeitstradition, sind also des verehrungsvollen Glaubens, die Hohenzollern könnten es selbst damals nicht nötig gehabt haben, gegen die Bürger mit wuchtigem Bollwerk Front zu machen.

Dagegen müsste man den eisernen Friedrich geradezu als Narren ansehen, wenn er nach der Taufe mit dem Berliner Spreewasser nicht noch ein paar Felssteine mehr eingesetzt und seine Burg gründlich befestigt hätte. Von solcher Denkart und Bauweise zeugen denn auch mittelbar zwei Urkunden, die während des Baus bei der Verleihung zweier Burglehen ausgefertigt worden sind. Darin heißt es einmal, es solle »unser schloß zu Coln nach notturftigkeit versorget« werden, damit es »einen grund der ewigen bestandnuß, alß viel deß muglichen ist, gewinnen (...) möge«. Und im zweiten Dokument wird den namentlich benannten Burgsassen Waldenfels und Zeuschel (wie ihren Erben) aufgetragen,

alles daranzusetzen, um das Schloss zu »bewahren und handhaben und bewachen helfen, wenn daß nott sein wird«. Ziviler klingt es, wenn Friedrich nach der Fertigstellung sein »nuew sloß und wonunge« erwähnt und es seiner Herrschaft und dem ganzen Lande »zu Zierung, Ehren, Frommen und Nutze« widmet.